Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint wochentägl. zweimal, Sonntags einmal. Man abonniert bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Hollands), Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Russlands und der Donaustaaten; für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur v. Kreuzband durch d. Expedition dieses Blattes möglich. In Berlin abonniert man bei d. Haupt-Expedition, SW. 19, Jerusalemerstr. 46/47, sowie deren Filialen: Leipzigerstr. 103; Potsdamerstr. 33; Königstr. 56/57; Prinzenstr. 41; Alt-Moabit 138; Schiffbauerdamm 1; Grosse Frankfurterstr. 32; Petersburgerstr. 2; Mittenwalderstr. 6; Gneisenaustr. 29; Rykestr. 32; Wedding, Gerichtstr. 14; Schöneberg, Feurigstr. 12; Charlottenburg, Kantstr. 34; Rixdorf, Prinz Handjerystr. 83/84.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
für das „Berliner Tageblatt“ u. „Handels-Zeitung“, sowie das illustr. Wochenblatt „ULK“, die feuilleton. Montags-Ausg. „Zeitgeist“, die „Technische Rundschau“, der illustr. Halbwochen-Chronik „Der Welt-Spiegel“ und „Haus und Garten“ durch die Post bezog. vierteljährlich 6 M., Ausland exkl. Postaufschlag; für Berlin bei tägl. zweimal. Zustell. monatl. 2 M., vierteljährl. 6 M. Direkt unter Kreuzbd. vierteljährl.: kurz Ausland 18 M., kurz Inland 14 M. Inserates Zeile 70 Pf. („General-Anzeiger“ 40 Pf.) werd. v. d. Exped. SW. 19, Jerusalemerstr. 46/47, sowie der Filialen: Leipzigerstr. 103, Ecke Friedrichstr.; Potsdamerstr. 33; Königstraße 56/57; Prinzenstr. 41; Alt-Moabit 138; Schiffbauerdamm 1; Gr. Frankfurterstraße 33; Charlottenburg, Kantstr. 34; Rixdorf, Pr. Handjerystr. 83/84, angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Nr. 205.
36. Jahrgang

Mittwoch
24. April 1907

Hierzu die Wochenbeilage Technische Rundschau No. 17.

Clemenceau und seine Erben.

(Von unserem Korrespondenten.)

Paris, 21. April.

Daß Clémenceau, dem nichts heilig ist, nicht einmal das eigene Ministerium, vor der Jungfrau von Orléans sich beugen würde, hätte kein Mensch geglaubt, er selbst gewiß am allerwenigsten. Und doch ist es geschehen, und daß es geschehen konnte, darf als eines der Sturmzeichen gelten, die dem Ministerium Clémenceau drohen. Als der Ministerpräsident sich in die Feier des altangestammten Nationalfestes von Orléans einmischte und den Staatsbeamten die korporative Beteiligung an den kirchlichen Handlungen untersagte, beging er eine Torheit. Er trug den Kirchenstreit in eine Angelegenheit hinein, die den guten Bürgern von Orléans wahrlich nicht aus religiösen Gründen am Herzen lag, und hätte sich als gescheiter Mann selbst sagen können, was weniger Gescheite sofort voraussagten: daß er sich eine Schlappe holen müßte. Das Fest der Jeanne d'Arc bedeutete für Orléans einen großen Einnahmeposten im Jahr. Von allen Seiten strömten die Fremden herzu, Kaufleute, Restaurateure, Zimmervermieter, Hunderte von Kleingewerben hatten sich seit langer Zeit daran gewöhnt, mit diesen fröhlichen Maitagen zu rechnen. Und wer nicht auf Gewinn angewiesen war, der freute sich des Vergnügens. Ein stolzer Festzug mit Gewappneten und prunkenden Bischöfen, die Vereine mit ihren Bannern, Musik, Gesang und öffentlicher Gottesdienst, der im funkelnden Glanz der Sonne zum fesselnden Schauspiel wird; dergleichen hat man nicht alle Tage. Brot und Spiele, Cäsar Clémenceau!

Wie kann ein Mann, dem das Altertum vertraut ist, beides zugleich dem souveränen Volke rauben wollen? Denn das war doch klar, daß die Bischöfe den Vorstoß gegen die Kirche ausnutzen würden, um mit einem Streik am Feste der streitbaren Johanna zu drohen; und noch klarer war es, daß ohne die hohe Geistlichkeit das Schauspiel nur ein halbwertes Ausstattungsstück bedeuten mußte. Gefahr im Verzuge! Ganz Orléans erhob sich wie ein Mann, und Proteste und Deputationen überfluteten den Ministerpräsidenten. Er schrieb sofort einen Brief, wie er schon allzu viele Briefe geschrieben hat, und gab kluge Gründe für seine Bestimmungen an; zugleich sprach er mit etwas sarkastischem Erstaunen von dem Geschäftssinn der republikanischen Bürgerschaft, machte aber als kluger Politiker zu gleicher Zeit einige Konzessionen. Die Folge war eine neue Deputation, der neue Gründe und neue Konzessionen folgten. Nun hätte die Sache in Ordnung sein können, denn die Aenderungen in der alten Aufstellung des Zuges waren ziemlich äußerlicher Natur, und schließlich hätte die Behörde wohl auch bei diesem Volksfest die Augen zugedrückt. Aber inzwischen hatte der Klerus die Situation erkannt und stellte nun seinerseits Bedingungen. Nur wenn die Kreuze mit dem Bilde des Erlösers im Zuge getragen werden dürften, käme die Geistlichkeit; außerdem sei es auch wünschenswert, daß die Freimaurer vom Zuge ausgeschlossen würden. Der Maire von Orléans stürzt zum Telephon und meldet dem Ministerpräsidenten die neuen Schwierigkeiten. Clémenceau hat die Kindereien satt und antwortet sofort telephonisch, daß die Kreuze natürlich zum geistlichen Staat gehören und deshalb bei dieser Staatsaktion auch nicht fehlen sollten; er habe nichts einzuwenden. Ueber die Forderung wegen der Freimaurer soll er gleichfalls etwas gesagt haben — aber das läßt sich nicht gut mitteilen. Wenn er sich ärgert, fährt ihm die Galle in den Magen, und dann wird er zuweilen sehr ungeniert. —

Genug: da auch zum Gemeinderat von Orléans Freimaurer gehören und kein Mensch außer katholischen Bischöfen sie für gefährliche Menschen hält, wird der Zug nun hoffentlich stattfinden, das heißt, wenn der Klerus sich nicht auf neue Bedingungen besinnt. Die Pucelle d'Orléans wird also ihr Fest haben und sich um die Magenverstimmung des Präsidenten wenig kümmern. Höchstens wird sie, die alte Engländerfeindin, hinter dem blauen Weihrauchdunst menschlichen Aberglaubens, fröhlich darüber lächeln, daß es dem alten Engländerfreund Clémenceau schlecht geht. Sie wird ihm nicht nachweinen, wenn sein Ministerium eines seligen Todes stirbt. Sie weiß, der „cher Tibulle“ Parny ihres Virgils Voltaire hat die Grabschrift dieses Ministers schon vorausgeahnt:

Ici gît qui toujours douta
Dieu par lui fut mis en problème,
Il douta de son être même
Mais des doutes il s'ennuya . . .

* * *

Wird es bald so weit sein? Am 7. Mai beginnt die Kammer ihre Sitzungen, und unter den Interpellationen, die angekündigt sind, kommen die meisten auf die Frage hinaus: Was hat das Ministerium Clémenceau geleistet? Möglich (aber nicht wahrscheinlich!), daß auch diesmal noch Clémenceaus Taktik und Briands Ehrlichkeit den Sturm beschwören; aber auf die Frage werden beide nicht viel antworten können. Von den Erwartungen, die laut wurden, als mit ungeheurer Majorität das Ministerium Clémenceau ins Amt gerufen wurde, haben sich nur wenige erfüllt. Eigentlich ist nur die Durchführung der Trennung zwischen Kirche und Staat und die Einführung der neuen Militärgerichtsordnung auf das Gewinnkonto der Minister zu setzen, während Steuerreform, Arbeitergesetze und alle die anderen wirtschaftlichen und sozialen Fragen, von denen fortwährend geredet wurde — zum Teil sogar sehr kurz geredet — noch immer der endgültigen Lösung harren. Die Schuld an dieser Tatsache ist, das kann nicht mehr geleugnet werden, zum größten Teile Clémenceau anzurechnen. Er hat gegen sich den gleichen Fehler begangen, den andere ihm gegenüber begangen haben; er hat sich zuviel zugetraut. Er glaubte, mit seinem Scharfsinn alles ergründen und mit seiner Persönlichkeit alles decken zu können und übersah dabei, daß jeder, der sich bewußt auf sich allein stellt, auch gewiß sein muß, der anderen Menschen entraten zu können. Aber ein republikanischer Ministerpräsident ist kein Einsiedler in der thebaischen Wüste. Er hängt von der Majorität des Parlaments ab, der er seine Stellung verdankt, und eine republikanische Majorität ist zuweilen viel empfindlicher, eifersüchtiger und und unberechenbarer als ein Alleinherrscher. Man verzeiht es Clémenceau nicht, daß er seinen eigenen Willen durchsetzen wollte, ohne sich mit den Mehrheitsgruppen zu verständigen. Man erinnert an den alten Combes, der keinen Antrag einbrachte, den er nicht vorher mit den parlamentarischen Führern beraten hatte; und erfolgt darauf die Erwiderung, daß ein so feiner Verstand wie der des Georges Clémenceau weiter schaut als hundert mittelmäßige Köpfe, und nicht immer die Notwendigkeit einsieht, vor der Kammerfraktion seine Gründe jedem einzelnen klar zu machen, so wird durch ein stummes Achselzucken dargetan, daß die Annahme, einer könne klüger sein als die Vielheit, in einer Republik nicht am Platze ist.

Zu dieser Grundstimmung, die sich immer mehr befestigt, kommt der Aerger über mancherlei Widersprüche und Entgleisungen, die dadurch, daß der Ministerpräsident sich dabei, daß jeder, der sich bewußt auf sich allein stellt, auch gewiß sein muß, der anderen Menschen entraten zu können. Aber ein republikanischer Ministerpräsident ist kein Einsiedler in der thebaischen Wüste. Er hängt von der Majorität des Parlaments ab, der er seine Stellung verdankt, und eine republikanische Majorität ist zuweilen viel empfindlicher, eifersüchtiger und und unberechenbarer als ein Alleinherrscher. Man verzeiht es Clémenceau nicht, daß er seinen eigenen Willen durchsetzen wollte, ohne sich mit den Mehrheitsgruppen zu verständigen. Man erinnert an den alten Combes, der keinen Antrag einbrachte, den er nicht vorher mit den parlamentarischen Führern beraten hatte; und erfolgt darauf die Erwiderung, daß ein so feiner Verstand wie der des Georges Clémenceau weiter schaut als hundert mittelmäßige Köpfe, und nicht immer die Notwendigkeit einsieht, vor der Kammerfraktion seine Gründe jedem einzelnen klar zu machen, so wird durch ein stummes Achselzucken dargetan, daß die Annahme, einer könne klüger sein als die Vielheit, in einer Republik nicht am Platze ist.

Zu dieser Grundstimmung, die sich immer mehr befestigt, kommt der Aerger über mancherlei Widersprüche und Entgleisungen, die dadurch, daß die hitzige Temperament Clémenceaus verschuldet hat. Er will als Minister über den Parteien stehen und verdirbt es deshalb mit allen Parteien. Unterdrückt er den Streik, so fallen die Sozialisten über ihn her; tritt er für den Steuerplan seines Kollegen Caillaux ein, so murrt die Rechte und die Mitte; nur in seltenen, sehr seltenen Fällen gelang es in letzter Zeit seinem rednerischen Geschick, die Mißgestimmten zu überzeugen, und auch dann geschah das gewöhnlich nur durch die Fügung glücklicher Umstände oder durch den Beistand von Jaurès, auf den viele schimpfen, auf den aber jeder hört. So ist es sehr wahrscheinlich, daß Clémenceau nur die Gelegenheit abwartet, um mit Würde vom Schauplatz abzutreten. Ihm wird behaglicher sein, wenn er selbst die Minister ärgern kann, als wenn er sich von aller Welt ärgern lassen muß.

* * *

Wer aber nach Georges Clémenceau kommen wird, der muß ein ganzer Mann sein; er darf den Kampf nicht fürchten und muß die Achtung aller auf sich vereinigen. Daß es ein Radikaler sein muß, ist bei der Zusammensetzung der Kammer von vornherein selbstverständlich. Horcht man in den Kreisen der parlamentarischen Königsmacher herum, so hört man vor allen anderen vernehmlich zwei Namen: Combes und Millerand. Beide sind politisch bewährte Männer, in ihrer Art abgestempelt, und von jedem wüßte man, was von ihm zu erwarten ist. Als der Sohn des alten Combes starb, wurde die Ansicht laut, nun würde der Alte sich ganz vom öffentlichen Leben zurückziehen. Vielleicht ist aber gerade das Gegenteil der Fall; vielleicht sucht Papa Combes seinen Schmerz in neuer Arbeit zu vergessen. Wie Kenner der Verhältnisse versichern, war der zärtlich geliebte Edgar ihm eher ein Hindernis als ein Ansporn im politischen Wettkampf. In jedem Falle würde Combes weniger Widerstand finden als Millerand, vor dem alle Respekt haben, der ganz unzweifelhaft noch berufen ist, eine Rolle zu spielen, gegen den aber seit seiner Trennung von der Gruppe der Scharfen eine Art von wohlwollendem Mißtrauen besteht. Man fürchtet in ihm keinen Renegaten, aber einen Mann, der seine eigenen Wege geht; einen sanfteren Clémenceau. Für das Ausland wäre er in jedem Falle der beste Ministerpräsident: ein abgeklärter Denker und ein Redner mit Tatsachen. Sonst stehen noch Rouvier und Berteaux auf dem Programm, der eine der Kandidat aller kapitalistisch interessierten, der andere hauptsächlich sein eigener Kandidat. Das letzte ist mehr, als es scheinen will. Herr Berteaux versteht es, sich Freunde zu machen und ist mit Händedrücken und halben Verheißungen nicht sparsam. Dennoch kann man sich schwer vorstellen, ihn auf dem Platz von Clémenceau zu sehen.

In all dieser Zukunftsmusik klingt zuweilen ganz überraschend auch ein Name an, der, wenn ich ihn hier niederschreibe (zunächst besonders in Deutschland), Kopfschütteln und Zweifel erregen wird. Freilich hat der Mann — gleich soll er genannt sein! — nicht den Ehrgeiz, Ministerpräsident zu werden; ihn lockt nach gewissen Erfahrungen auch das Portefeuille Pichons nicht oder irgendein anderes, das ihn mit auswärtiger Politik auch nur in entfernte Beziehung bringen könnte. Aber er glaubt, ein tüchtiger Vertreter für die Leitung des Inneren sein zu können, und, obgleich er in seinem Vaterlande noch mehr Feinde hat als außerhalb der Landesgrenze, meinen einige einflußreiche Leute doch, daß er an diesem Platze oder auch an einem anderen gut zu brauchen wäre. Nur nicht am Quai d'Orsay; denn er heißt Delcassé. Man lacht? Abwarten! Der Mann ist noch lange nicht in der Versenkung verschwunden, und bei der still geschäftigen Art, mit der er alte Verbindungen zu stärken, alte Vorurteile zu entkräften sucht, erscheint es schon möglich, daß er mit einem wirkungsvollen Theatertrick wieder auf der Szene steht.

---

* Zu den Aeußerungen des **französischen Ministers Pichon**, es sei aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß die Streitigkeiten wegen des Kanalbaues in Tanger und der Hafenbauten in Larache in befriedigender Weise erledigt würden, erklärt eine uns telegraphisch übermittelte Depesche der „Köln. Ztg.“, man dürfe diese Erklärung mit großer Befriedigung zur Kenntnis nehmen und hoffen, daß dieser Ausgang dazu beitragen wird, daß zukünftig etwaige neue marokkanische Zwischenfälle mit etwas mehr philosophischer Ruhe betrachtet werden. Auch Jaurès' Aeußerungen über die internationale Stellung Deutschlands würden bei uns sympathisch aufgenommen werden. Das Blatt meint weiter, das Verlangen Jaurès', daß Deutschland und Frankreich auf allen Gebieten, wo sie in Berührung kommen, mit Mäßigung und gegenseitigem Vertrauen vorgehen möchten, und daß alle Schwierigkeiten erst der diplomatischen Behandlung unterworfen werden sollten, ehe man sie in die Presse bringe, sei genau derselbe Vorschlag, den die „Köln. Ztg.“ bereits vor mehreren Tagen gemacht habe. Bisher sei eine gegenteilige Methode befolgt worden, wodurch gewisse Zwischenfälle vergrößert und in ein recht gefährliches Licht gesetzt wurden, die, wenn sie erst von der Diplomatie behandelt wurden, ein viel harmloseres Aussehen gewannen. Die Beilegung sei dann jedesmal in so befriedigender Weise gelungen, daß die Loyalität beider Teile außer Zweifel blieb.

Italienische Nervosität.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 23. April.

Die Verstimmung der öffentlichen Meinung über die deutschen Pressangriffe ist nachhaltiger, als man glauben sollte. Soeben begegnete ich auf dem Korso einem Politiker, der zu den intimsten Freunden Crispis gehörte, einer der Mitarbeiter des „italienischen Bismarck“ und nach Crispis Fall eine treue Stütze der Dreibundpolitik war. „Schreiben Sie nach Berlin,“ sagte er mir in großer Erregung, „schreiben Sie nach Berlin, daß Deutschland auf dem besten Wege sei, sich die italienischen Sympathien zu verscherzen. Die gehässige Sprache der deutschen Presse scheint es systematisch darauf anzulegen, unsere öffentliche Meinung von Ihnen abzustoßen. Man sollte sich in Deutschland daran erinnern, daß Italien schon vor Tunis antifranzösisch war, weil es die Bevormundung durch Frankreich unerträglich fand. An Stelle der französischen Bevormundung scheint nun die deutsche getreten zu sein, und zwar eine Bevormundung, die noch unerträglicher ist als einst die französische, weil die Franzosen selbst im Groll wenigstens noch Esprit zeigen, während die deutsche Presse brutal kommt. Am unbegreiflichsten ist, daß sogar liberale Blätter mittun, die doch dem demokratischen Italien mit Sympathie begegnen müßten. Aber Deutschland leidet unter einer Art Verfolgungswahn, und die deutsche Presse hat es fertig gebracht, Deutschland nächstens mit der ganzen Welt zu verhetzen“.

Auf meine Entgegnung, die öffentliche Meinung Deutschlands stehe doch unter dem Eindrucke der englischen Isolierungspolitik, erwiderte der italienische Politiker heftig: „Aber keinem Menschen, keinem Lande fällt es ein, Deutschland anzugreifen! Natürlich ist England über die deutsche Konkurrenz ärgerlich, aber darum denkt es nicht im entferntesten an einen Krieg! Was Italien betrifft, so sind wir heute nicht mehr das Italien der achtziger und neunziger Jahre, wo wir die Schlacht von Adua verloren, weil Frankreich den Negus unterstützte und Deutschland es unterließ, in Paris eine Pression zugunsten Italiens auszuüben. Wer uns damals wirkliche Freundschaft bezeugte, war England, das die Landung unserer Truppen in dem englischen Hafen Zeila gestattete. Heute steht Italien wirtschaftlich und politisch anders da als damals und kann eine entsprechende Behandlung beanspruchen. Nichts berechtigt, daran zu zweifeln, daß Italien den Dreibundvertrag bis aufs J-Tüpfelchen einhalten wird. Aber sagen Sie in Berlin, daß man im Interesse beider Länder künftig die gehässige, ungerechte und obendrein gefährliche Preßpolemik einstelle.“

---

* Der **Reichstag** brachte gestern die Beratung des Etats des Reichsjustizamtes zu Ende und konnte noch den Militäretat in Angriff nehmen. Zum Justizetat hielt der konservative Abgeordnete Kreth noch eine sehr aggressive Rede, die von der linken Seite des Hauses teils mit Lachen, teils mit Entrüstung quittiert wurde. Besonders die Sozialdemokratie fühlte sich durch die Angriffe Kreths herausgefordert und machte ihrem Unwillen so kräftig Luft, daß der Präsident Graf Stolberg zu einem Ordnungsrufe schreiten mußte. Auch die Frage der Haftpflicht der Automobile wurde noch einmal durch den Abgeordneten Prinzen